

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

No. 43.

Halle a. d. S., Sonntag 28. Oktober.

1888.

Inhalt: Drei alte Jungfern. Roman von Detlef Stern. (Fortf.) — Wie Hennig Strobar mit den Halleischen gen Bernburg zog. Von Dr. F. Wilhelm Zahn. — Land- und Hauswirtschaft: Einsetzen des Weizens. — Schach. — Räthsel. — Feuilleton: Manichfaltiges: Interessantes aus dem Leben der Ameise. Literatur und Kunst.

Der Nachdruck aller Original-Artikel ist untersagt.

Drei alte Jungfern.

Roman von Detlef Stern.

(Fortsetzung.)

2. Kapitel.

Reichhardt erwachte am folgenden Morgen in aller Frühe. Als er sein Wohnzimmer betrat, fand er es sauber und aufgeräumt und ein frischer Blumenstrauß duftete auf dem Schreibtische. Wie ihn das anmuthete! In der Großstadt, die er verlassen, war seine Stube erst nach seinem Ausgange in Ordnung gebracht worden, und wann hätte seine Wirthin wohl je daran gedacht, ihm Blumen hineinzusetzen. Es war erst 7 Uhr. Ob der Kaffee wohl schon fertig sein könnte? Der Doktor klingelte. Augenblicklich erschien die kleine Magd, ebenso sauber gekleidet, wie am Tage vorher, ein mit zierlicher weißer Serviette bedecktes Kaffeebrett tragend, auf welchem eine weiße Porzellananne mit dem nöthigen Zubehör prangte. Mit einem freundlichen „Guten Morgen!“ setzte sie ihre Last vor dem Doktor auf den Tisch und verschwand wieder.

Reichhardt ließ seine Blicke mit Befriedigung über das reich besetzte Frühstückbrett gleiten. Da waren weiche Eier, frische Butter, köstliches Weißbrot, ja sogar einige Scheiben des norddeutschen Schwarzbrotens, welches er so gern aß. Die Sahne schimmerte fett und gelblich aus dem feinen Töpfchen und der Kaffee duftete wie echter Wokka. „Ausgezeichnet!“ murmelte er, indem er ihn kostete. „Man merkt es nicht, daß hier am Orte eine Eichorienfabrik ist.“

Er schmelzte noch im Genuße seines ersten Frühstückes, als er die Glocke der Hausthür und bald darauf ein Klopfen an seiner Thür hörte. Auf seinen Herzeiruf erschien ein Dienstmädchen mit einer Empfehlung von Fräulein Paulsen, und ob der Herr Doktor nicht die Güte haben wollen, sogleich zu ihr zu kommen.

„Na, da geht's schon los,“ brummte Reichhardt in sich hinein. „Die alte Jungfer kann die Zeit nicht erwarten.“ Laut fragte er: „Ist das Fräulein gefährlich krank?“

Die Magd lächelte: „Nicht gerade gefährlich. Sie hat ihre Nerven.“

„So, sie hat ihre Nerven,“ brummte der Doktor. „Schönes Geschäft, die zurecht zu setzen. Ich komme gleich. Doch halt — bleiben Sie draußen — ich feine ja des Fräuleins Wohnung nicht, da ist es besser, ich gehe mit Ihnen.“

„O, wir wohnen nicht weit von hier,“ antwortete die Magd; „rechts um die Ecke das sechste Haus.“ Damit verschwand sie.

Reichhardt kleidete sich an und sah während dieses Geschäftes durch das Fenster seines Schlafzimmers in den Garten. In der Ferne zwischen den Bohnenbeeten bewegte sich eine schlank Gestalt mit hoch aufgestecktem Morgentleide, Holzpantoffeln an den Füßen, um dieselben gegen die Feuchtigkeit des Erdbodens zu schützen. Er sah, wie weiße Finger in die grünen Ranken griffen und die langen Schwertbohnen ablösten, um damit einen an der Erde stehenden Korb zu füllen. Der Doktor wurde nicht eher fertig, als bis der Korb voll war und seine Trägerin den breiten Gartenweg hinauf dem Hause zuschritt.

Da öffnete er sein Fenster, rief ihr einen fröhlichen „Guten Morgen“ entgegen und fügte hinzu: „Ich muß fort! Fräulein Paulsen hat bereits geschickt,“ worauf sie mit einem freieren Lachen und einem „Glück auf den Weg“ antwortete.

Dieser Morgenruß gab dem Doktor seine gute Laune zurück. „Wollte Gott, alle alten Jungfern wären wie diese,“ murmelte er in sich hinein, „vernünftig, natürlich, ordentlich und tüchtig, dann würde die Welt keinen Schauder mehr vor dieser Gattung des weiblichen Geschlechtes haben.“

Das sechste Haus rechts um die Ecke, hatte die Magd gesagt; in wenigen Schritten war es erreicht. Es war, wie die meisten Häuser der kleinen Stadt, zweistöckig. Gleich links im Untergeschoß wohnte Fräulein Paulsen.

Die Magd, welche ihn gerufen hatte, ließ den Doktor in ein helles, freundliches Vorzimmer eintreten, führte ihn von

Manichfaltiges.

Interessantes aus dem Leben der Ameise.

Die Zahl der Ameisenarten beläuft sich auf über 1200, von denen auch in Europa eine ziemliche Menge anzutreffen sind. Männchen und Weibchen sind geflügelt, aber nicht imstande sich selbst zu ernähren; die Nahrung muß ihnen von den ungeflügelten Arbeitsameisen eingespitzt werden. Bei der Fütterung richten sich beide Ameisen gegeneinander auf und die hungerige verschluckt den Zuckerstoff, den die wohlgenährte ihr aus ihrem Munde beibringt. Die Männchen sind sehr ungeschickt und finden, wenn sie nur wenige Schritte von ihrer Wohnung weggebracht werden, den Weg nicht zurück, die Weibchen sind auch eher imstande sich zu vertheidigen. Eine Wespe, in einen Behälter zwischen gefangene Ameisen gebracht, wurde von vier Arbeiterinnen mit den Füßen gepackt und am Boden festgehalten; wenige Augenblicke nachher führte sich ein Ameisenweibchen auf die Wespe, übergab sie mit ihrem Gifte und suchte sie zu erwürgen. Nach wenigen Minuten war die Wespe todt, und die Arbeitsameisen ließen sie los, das Weibchen hinkte ein wenig, erholte sich aber bald wieder.

Dem Weibchen liegt ausschließlich das Geschäft des Eierlegens ob, welchem der Paarungsflug vorausgeht. Einige Zeit nach dem Ausschlüpfen werden Männchen und Weibchen unruhig, drängen nach den Ausgängen des Ameisennestes hin und schwingen

auf der Oberfläche des Ameisenhügels ihre Flügel. Dies dauert einige Tage. Eines schönen Tages erheben sich die Drohnen in die Lüfte und bald fliegen auch die Weibchen auf. Diese Schwärme nehmen oft kolossale Dimensionen an; einer Rauchwolke gleich schweben sie um die Spitzen der Bäume und Gebäude. Bei diesen Ausflügen geht die Begattung vor sich. Nach der Befruchtung der Weibchen leben die Männchen nur noch einige Tage; sie fliegen herum, werden aber allmählig von Vögeln verzehrt oder gehen zugrunde; nie kehren sie in das Nest zurück. Die Weibchen werden so viel als möglich von den Arbeiterinnen eingefangen, ihrer Flügel beraubt und in das Nest zurückgebracht. Viele befruchtete Weibchen, welche entfernt von ihrem Neste auf die Erde fallen oder sich freiwillig auf dieselbe senken, berauben sich selbst ihrer Flügel und sind dann nicht imstande ihr Nest wiederzufinden. Die meisten derselben finden ihren Tod. Viele suchen sich einen geeigneten Platz zur Begründung einer neuen Kolonie und legen im Laufe des Sommers mehrere tausend Eier. Auch auf oder in den Haufen will man die Paarung beobachtet haben; die Arbeitsameisen sollen dann die befruchteten Weibchen nicht fortlassen, sondern sich an sie anklammern, ihnen die Flügel abknicken und sie sorgfältig hüten, damit sie ihre Brut im Gauein selbst ablegen.

Die Ameise besitzt zwei wohlgerichtete Handwerksgeräthe, die Oberkiefer und die Vorderfüße, mittelst deren sie vortreffliche Bauten herzurichten vermag.

da durch ein elegant eingerichtetes Wohngemach und durch dieses in ein kleines Boudoir, in welchem dunkelrothe Vorhänge eine mattrosige Dämmerung verbreiteten.

Von einem bequemen Sessel erhob sich bei Reichhardt's Eintritt eine mittelgroße, magere Dame mit feinen Gesichtszügen, einem sehr weißen, jetzt aber durch die Widerspiegelung der Vorhänge rosig angehauchten Teint und mit schönem, aschblonden Haar, welches grazios geschheitelt die durchsichtigen Schläfen einfaßte.

„Ich bitte um Entschuldigung, Herr Doktor,“ sagte sie mit matter Stimme, „daß ich Sie gleich heute rufen ließ, aber ich habe eine so schlechte Nacht gehabt.“ Nach diesen Worten sank sie kraftlos wieder auf die weichen Polster zurück und hielt dem Doktor eine magere Hand hin. Dieser schob sich einen gestickten Sessel heran, erfaßte dann die ausgestreckte Hand, zog seine Uhr und zählte mit großer Ernsthaftigkeit die Pulsschläge.

„Etwas erregter Puls,“ sagte er dann ruhig. „Darf ich fragen, ob vielleicht irgend eine Aufregung —“

„Ja, gewiß, eine furchtbare Aufregung,“ unterbrach ihn die Patientin. „Sie hat wieder gespielt, bis Mitternacht Klavier gespielt und dazu gesungen — gesungen sage ich Ihnen, mit einer Stimme, die mir durch Mark und Bein ging, und ich habe sie noch neulich angesehen, sie möge doch Rücksicht auf meine schwachen Nerven nehmen. Aber wann hätte die wohl Rücksicht auf einen Menschen genommen! Sie thut gerade, als ob sie ganz allein in der Welt wäre und darin leben könnte nach ihrem Gutdünken.“

Fräulein Betty hatte diese Rede mit steigender Erregung gehalten und dabei ihre Augen auf die Zimmerdecke gerichtet, als wolle sie diese und zugleich die rücksichtslose Sängerin im Oberstocke mit ihren Blicken durchbohren.

„Um,“ machte der Doktor, „das ist ja eine abschauliche „Sie!“ Darf man wissen, wie sie sonst noch heißt?“

„Oh, ich vergaß, Sie sind ja noch unbekannt hier; Sie können also nicht wissen, in wessen Hause Sie sich hier befinden.“

„Nicht in dem Ihrigen?“

„O nein, ich wohne nur zu Miethe, aber ich ziehe aus beim nächsten Vierteljahrswechsel, mag Fräulein Weber sich eine Mietherin mit stärkeren Nerven suchen.“

„So, also hier haust Fräulein Weber,“ sagte Reichhardt. „Wenn es nicht eine so ungeeignete Stunde wäre, so könnte ich meinen Antrittsbesuch dort oben gleich jetzt machen.“

„Denken Sie doch nicht daran! Glauben Sie, daß sie jetzt zuhause ist? Sie ist schon lange in der Kleinkinderschule,“ rief Fräulein Betty lebhaft.

„Nun, dann ein andermal,“ meinte der Doktor, zog sein Rezeptbuch aus der Tasche und begann zu schreiben. „So, da haben Sie etwas Verühligendes,“ sagte er, dem Fräulein das Blatt hinschiebend, „und dann gehen Sie fleißig spazieren in der schönen Frühlingsluft; das ist die beste Kur!“

„Als ob ich das nicht thäte! Ich mache ja den ganzen Tag nichts anderes als Spazierengehen!“ rief Fräulein Betty. „Und dies Rezept hier, das kenne ich auch schon! Es ist ja

ganz dasselbe, was Baldow mir immer verschrieb — wenn Sie nichts anderes wissen —“

Reichhardt lachte in seinen Bart und meinte, wenn zwei Aerzte derselben Kranken dasselbe Rezept verschrieben, so spräche das doch sicher für dessen Angemessenheit.

„Aber es wirkt nichts bei mir! Ich will nicht bloß beruhigt, ich will gekräftigt werden,“ klagte das Fräulein.

„Dazu gehört vor allen Dingen, daß Sie die frische Morgenluft in ihr Zimmer lassen,“ sagte der Doktor, schob die rothen Vorhänge zurück und stieß das Fenster auf. Sie sah ganz erstarrt aus über diesen Gewaltakt. „Ich werde mich tödlich erkälten,“ hauchte sie, und hüllte sich in einen Shawl, der neben ihr lag.

Das volle Tageslicht fiel jetzt auf die Züge der Dame und Reichhardt sah, daß dieselben einst hübsch gewesen sein mußten. Doch zeigten sich die Spuren der Jahre, welche seitdem an ihr vorüber gegangen waren, in unzähligen Krähenfüßchen an den Augen und Mundwinkeln und in der Unfrische des Teints, dem eine Puderlage nicht die ursprüngliche Farbe zurückzugeben vermocht hatte.

„Womit beschäftigen Sie sich gewöhnlich?“ fragte er, einer plötzlichen Eingebung folgend.

Fräulein Betty machte die Augen weit auf und sah aus, als habe sie nicht verstanden.

„Ich meine, womit füllen Sie Ihren Tag aus?“ wiederholte der Doktor.

„Nun, wie Sie hörten — ich gehe viel spazieren.“

„Und sonst?“

„Nun, sonst lese ich — aber keine Romane“ — fügte sie rasch hinzu, „nein, wissenschaftliche Sachen — den Kosmos und dergleichen.“

„So, den Kosmos,“ wiederholte Reichhardt ironisch. „Sehr belehrend in der That, aber nicht nervenstärkend. Wenn Sie statt dessen Fräulein Weber in die Kleinkinderschule begleiten, oder sich irgend eine, Leib und Seele in Anspruch nehmende Beschäftigung suchen wollten —“

„Ich bitte Sie, Doktor, hören Sie auf! Ja, wenn ich weniger jarke Nerven hätte! Aber dieser Lärm in der Schule, diese Ausdünstung so vieler, nicht einmal ganz reinlicher Kinder — Sie wissen nicht, wie mich das angreift! Ich war einmal dort bei einer Weihnachtsbescherung — nichts kann mich bewegen, wieder einen Fuß hinein zu setzen.“

Der Doktor zuckte die Achseln. „Wenn Sie Ihren Nerven gar nichts zumuthen, dann können sie nicht erstarken, sondern werden immer schwächer werden.“

„Ach, ich möchte ja so gerne etwas thun,“ jammerte Fräulein Betty, „aber der natürliche Wirkungsbereich des Weibes ist mir verschlossen, und das ist doch der einzige, zu dem ich Beruf in mir fühle.“

„Sie meinen die Führung eines Haushalts, Kindererziehung? Das wäre ja leicht zu haben. Wie viele kinderreiche Wittwer suchen nicht eine Dame, die ihrem Hause vorsteht.“

„Eine Stelle bei fremden Leuten — nein —“ sagte das Fräulein kurz und mit verächtlichem Ausdruck. „Ich bin, Gott

Die Wohnung der Ameisen, das Ameisennest, ist in seiner einfachsten Form nichts anderes als eine kleine Erdhöhle, in welcher die Eier abgelegt werden und die den auskriechenden Larven als schützendes Obdach dienen soll. Der Ausgang dieser kleinen Grube liegt unmittelbar über derselben oder in einiger Entfernung und ist dann mit ihr durch einen unterirdischen Gang verbunden. Die unter Steinen angebrachten Nester sind vollkommener. Sie bilden ein Wirral von Gängen und Kammern, welche durch Wände und Pfeiler von Erde von einander getrennt sind. Die Steine dienen als schützendes Dach und halten die Feuchtigkeit zusammen.

Die braune Ameise (*Lasius niger*) baut nur an Regentagen und zwar jede einzeln ihre Abtheilung, ihr Mäuerchen. Manchmal arbeiten sie einander in die Hände, andermal stört eine die andere und man erhält den Eindruck, daß sie über die Zweckmäßigkeit ihrer Arbeit verschiedener Ansicht seien. Schon nach kurzer Zeit ist der Bau um ein Stockwerk höher geworden. Dieser besteht aus Abtheilungen und Gängen verschiedener Größe, welche mit einander in Verbindung stehen.

Die große braune Waldameise (*Formica rufa*) baut ihre Nester aus allerlei kleinem Material: Grasshalmen, Tannen- und Fichtennadeln, Zweigstückchen, Blättern u. s. w.

Eine andere Art (*Lasius felleinosus*) stellt aus feinen Holzspähnen und wahrscheinlich einem von ihr abgesonderten klebrigen Saft einen schwärzlichen, papierdicken Karton her und fertigt aus

ihm Bauten, welche die von ihr ausgehöhlten Baumstämme fast vollständig ausfüllen. Ein heftiger Sturm bringt diese Bäume zum Stürzen und die Invasoren in Verwirrung und wilde Aufregung.

Der Nutzen gewisser Ameisenarten besteht hauptsächlich in der Vertilgung und Verhinderung anderer schädlicher Insekten. Zu diesen nützlichen Ameisen gehören ganz besonders die leider oft verfolgte Waldameise und die Wiesenameise. Man macht sich kaum eine Vorstellung von der großen Zahl schädlicher Insekten, welche die Ameisen vertilgen, umiomehr als sie dieselben nicht ganz auffressen, sondern nur die Körperstoffe auflecken und daher mehr Bedürfnis haben. Eine blinde Zerstörungswuth gegenüber den Ameisen ist durchaus nicht gerechtfertigt.

Für die Blattläuse hegen die Ameisen eine ganz besondere Freundschaft, indem sie den Honigsaft, den dieselben absondern, aufsaugen und sie mit den Fühlern streicheln und klopfen, um die Absonderung zu fördern.

Die Blattläuse werden deshalb die Milchkuhe der Ameisen genannt. Ein Landwirth kann keine größere Sorge für sein Vieh tragen, als die Ameise für ihre Blattläuse. Von abgestorbenen Zweigen nehmen sie dieselben behutiam ab, um sie auf saftreiche zu verlegen, und im Späthommer bringen sie dieselben unter die Erde an die Wurzeln der Gewächse.

In kühleren Gegenden verfallen die Ameisen im Winter in eine Art Schlaf, legen daher auch keine Vorräthe an; in wärmeren Gegenden werden Vorräthe angehäuft.

sei Dank, so gestellt, daß ich mich mit fremder Leute Kindern nicht zu plagen nöthig habe."

"Nun, es fände sich vielleicht auch ein Platz bei einem einzelnen Herrn," meinte Reichhardt und ein spöttisches Lächeln suchte um seinen Mund.

"Ach, wenn Sie einen solchen wüßten," rief Betty lebhaft, „am liebsten bei einem Gelehrten, in dessen Unterhaltung man sich über die Schranken der Alltäglichkeit erheben kann —“

„Ich werde mich danach umsehen," unterbrach sie Reichhardt.

„Für heute: Guten Morgen, Fräulein Paulsen!"

"Ach, bitte, gehen Sie noch nicht! Es ist so wohlthuend, sich einmal mit einem vernünftigen Manne auszusprechen. Wenn Sie wüßten, wie ich das entbehre . . ."

"Bedaure unendlich, heute nicht länger bleiben zu können —" eine leichte Verbeugung und Reichhardt war hinter den Portiären verschwunden. Als er zur Haustür hinaustrat, stieß er auf einen großen Herrn mit einem hochrothen Gesicht und einer fuchsjügen Verrückte. Dieser zog höflich einen halbhohen, glatt gebürsteten Zylinderhut und sagte: „Herr Doktor Reichhardt, nicht wahr?"

„Der bin ich, mit wem habe ich die Ehre?"

„Mathias Schumann, ehemals Apotheker, jetzt Rentier, sollte Freund Walbow Ihnen nicht von mir gesprochen haben?"

„Ah, in der That, sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Schumann! An Sie bin ich von unserem Freunde ganz besonders gewiesen worden. Aber wie konnten Sie mich sogleich erkennen?"

„Leben wir nicht im Zeitalter der Photographien, bester Doktor? Und dann — ein fremdes Gesicht in einer kleinen Stadt — ich wußte schon gestern, als ich Sie mit der Eisenbahn ankommen sah, wer Sie waren. Ich gehe nämlich zu jedem Hauptzuge nach der Bahn, man trifft da immer mit Bekannten zusammen und es ist belehrend und zerstreud." „Und jetzt wollten Sie zu diesen Damen?" fragte Reichhardt und zeigte auf das Haus, welches er soeben verlassen hatte.

„Wo denken Sie hin? Ich sah Sie bei mir vorbeigehen, als ich mein Morgenpfeifen im Fenster rauchte, und da machte ich Toilette und wartete hier auf Sie." „Das ist sehr gütig von Ihnen! Darf ich also hoffen, daß Sie mich in meine Wohnung begleiten?"

„Nichts da; Sie kommen mit mir. Sehen Sie, hier schräg gegenüber das große, hellgestrichene Haus, da wohne ich. Nicht übel, nicht wahr? Lauter Spiegelscheiben und jedes Jahr einen frischen Anstrich, immer jung, wie das Rufen aus dem Ei, so liebe ich's." Er strich dabei mit der breiten, feinbehandelten Hand an seinem glänzend neuen, grauen Sommerrock hinunter und blickte wohlgefällig auf ein Paar blitzblank gewischter Stiefel.

„Frisch angestrichen, wie sein Haus, aber ein ebenso alter Kasten," dachte Reichhardt, und folgte Herrn Mathias Schumann über die Straße. Bald sahen die beiden Herren in dem elegant eingerichteten Wohnzimmer des letzteren, eine Flasche Portwein und einen Keller mit belegten Butterbrotchen vor sich, welche Herrn Schumann's Haushälterin in aller Eile gestrichen.

„Essen Sie, Doktor!" nöthigte der letztere. „Rosten Sie

diesen Schinken, diese Wurst, alles frisch vom Lande bezogen; ich kenne die Quellen, und wenn Sie einmal etwas brauchst, werden Sie sich nur an mich."

Der Doktor meinte, er werde nie etwas gebrauchen. Nach dem reichlichen Frühstück zu urtheilen, welches Fräulein Walbow ihm heute früh geschickt, werde er zu Hause vollkommen versorgt.

„Ja, ja, Fräulein Walbow ist eine sehr respectable Dame; sie ist auch schon durch den Bruder daran gewöhnt, an die Bedürfnisse eines Mannes zu denken," meinte Herr Mathias.

„Sie hat bisher eigentlich nur für ihn gelebt; ich weiß gar nicht, was sie nun allein anfängt. Nehmen Sie sich in acht, Doktor, sie wird nun ihr ganzes weibliches Fürsorglichkeitsbedürfnis an Ihnen befrachten." „Soll mir schon recht sein," sagte Reichhardt und trank seinen Portwein.

„Und Fräulein Paulsen, was fehlt denn der schon wieder?" fragte Mathias.

„Der fehlt nichts als ein Mann," meinte der Doktor in trockenem Tone.

„Ha, ha, ha, sehr guter Witz!" lachte der Rentier. „Das ist das Leiden aller alten Jungfern. Doktor, wenn Sie ein Mittel fänden, das zu kuriren, Sie würden der Wunderthäter dieses Jahrhunderts." „Es giebt ja Heirathsvermittler genug," sagte Reichhardt.

„Ja, aber die sind nicht comme il faut. Ein feiner Arzt, wie Sie, könnte unter der Hand so manches einfädeln —"

„Sie haben recht, Herr Schumann; Sie bringen mich auf einen guten Gedanken! Wenn ich Sie vor mir sitzen sehe, wohlhabend, in guter Gesundheit, jugendlich konservirt, Besitzer eines schönen Hauses, dann drängt sich mir unwillkürlich das Bedauern auf, daß Sie so allein darin haufen, und mir kommt die größte Lust, mit Ihnen meine Praxis als Wunderthäter zu beginnen." „Ich habe nichts dagegen, Doktor," lachte Herr Mathias gut gelaunt, „finden Sie mir ein anspruchsloses, hübsches Weibchen und ich acceptire."

„Ich habe gefunden, Herr Schumann!" Mathias riß die Augen weit auf und stotterte: „Jetzt schon? Sie sind ja erst gestern angekommen!"

„Das überrascht Sie von einem Wunderthäter? Haben wir nicht soeben von einer Dame gesprochen, welcher nichts fehlt, wie ein Mann? Vorläufig sucht sie nur eine Thätigkeit; sie würde sich damit begnügen, einem Junggesellen die Wirthschaft zu führen. Von da zur Heirath ist dann nur ein Schritt." „Wie, was, die Paulsen meinen Sie — Betty? das fehlte noch, die alte —"

„Jungfer, ja die meine ich. Sie wollen doch nicht so thöricht sein, einen jungen Wildfang heirathen zu wollen, bester Herr?"

„Als ob es kein Mittelbding gäbe," brummte Mathias, „und dann Fräulein Betty — die nun auf keinen Fall! Sie hat mich nicht gewollt, als sie noch jung war, jetzt mag ich sie nicht mehr. Damals spukte ihr ein Dragonerlieutenant im Kopfe und der Apotheker war ihr nicht vornehm genug; es

Die kriegerischen Unternehmungen der Ameisen bieten vieles Interessante. Die Arbeiterinnen und Weibchen der Amazonenameise durchbohren ihren Feinden Kopf und Gehirn mittelst ihrer spitzen Oberkiefer. Eine Arbeiterin in den Stock einer feindlichen Ameise gebracht, sucht nicht zu entfliehen, wie es andere Ameisenarten thun, sondern macht Sprünge nach rechts und links und ist imstande, 15 bis 20 Gegnerinnen zu durchbohren, bevor sie selbst den vereinten Angriffen unterliegt. Merkwürdigerweise verhalten sich dieselben Ameisen ganz anders, wenn sie, zu einem Heere, in geschlossener Ordnung marschiren; dann halten sie eng zusammen und fliehen, so bald sie sich von vielen Feinden umringt sehen. Die Stärke der Armee beträgt 100 bis 2000. Das Vorwärtsweggehen derselben in geschlossener Reihe geschieht dergestalt, daß die an der Spitze sich befindlichen plötzlich kehrt machen und sich hinten wieder anschließen, so daß sich die vordersten Reihen immer erneuern. Wahrscheinlich wollen sich die vorderen überzeugen, ob die hinteren auch nachfolgen. In jeder Minute legt dieses Heer $2\frac{1}{2}$ m zurück und entriert sich oft 30 bis 50 m vom Neste. Finden sie ein feindliches Nest, so wird dasselbe im Sturm genommen, in die unterirdischen Gänge eingedrungen und die dort befindlichen Puppen geraubt. Der überfallene Stamm macht sich sodann an die Verfolgung der Räuber und ringt ihnen meist eine Anzahl Puppen wieder ab. Es kommt vor, daß eine Ameise, welcher im Kampfe der Hinterleib abgeschnitten wurde, ruhig weiter klettert, bis sie in nebböje Zudungen verfällt und endlich stirbt.

Die Ameisen sind die begabtesten unter allen Insekten, ja, in ihrem Geisteskräfte übertreffen sie alle anderen Thiere.

Freunde der Natur finden manchen Genuß, wenn sie dem Leben und Treiben der Ameisen ihre Aufmerksamkeit zuwenden. H.

Literatur und Kunst.

* Termin-Kalender für die deutschen Rechtsanwälte und Notare. 1889. 30. Jahrgang. Neue Folge. 4. Jahrgang. Geb. 3,60 M., mit Schreibpapier durchschossen 4 M. Herausgegeben vom Schriftführeramt des Deutschen Anwaltsvereins. Berlin, Karl Henmann's Verlag. Der Kalender bildet in seiner zweckmäßigen Einrichtung und mit seinen umfassenden werthvollen Beilagen ein seit Jahren anerkanntes Nachschlagebuch für den täglichen Gebrauch seitens der bezügl. Berufsleute, das weiterer Empfehlung nicht bedarf.

* Deutsche Sprachlehre für mehrklassige Schulen. In drei Stufen bearbeitet von Hugo Teubeloff. I. bis III. Stufe. Quedlinburg, Verlag von Chr. Friedrich Vieweg, 1889.

* Schläger, Säbel und Pistole. Ein Wort an die Deutsche Studentenschaft und die Freunde derselben von Hugo Karus. Halle S., Verlag von Richard Mühlmann's Buch- und Kunsthandlung (Fr. Starke).

war die alte Geschichte vom Sperling in der Hand und der Taube auf dem Dache; sie hatte bei beiden das Nachsehen."

"Ah so," machte Reichardt, — "ein alter Groll also? Ja was wollen Sie, so ein bunter Rock ist für die jungen Mädchen so verführerisch, und der Lieutenant wird ihr mehr Süßholz vorgeberdet haben, als Sie in Ihrer ganzen Apotheke vorrätzig hatten. Fräulein Betty muß in Ihrer Jugend sehr hübsch gewesen sein?"

"Schön, sage ich Ihnen, sehr schön. Blond und weiß wie ein Engel und grazios wie eine Elfe. Das ganze Offiziercorps war hinter ihr her. Wie oft habe ich zu jener Zeit verwünscht, daß unser Städchen eine Garnison hat. Jetzt ist es mir angenehm; ich verkehre gern mit den munteren Herren und möchte die Militärmusik nicht entbehren."

"Nun, wenn Sie mit der Garnison Frieden gemacht haben, so machen Sie ihn auch mit ihrer alten Flamme; das Sprichwort sagt ja: Alte Liebe rostet nicht!"

"Weiben Sie mir vom Leibe mit Ihrem Projekt, Doktor," rief der Rentier in komischem Zorn, "ich will nichts mehr von Fräulein Betty wissen."

"Erster fehlgeschlagener Versuch des Wunderhähers," sagte Reinhardt in pathetischem Tone, und beide Herren lachten.

"Guten Morgen, guten Morgen!" rief plötzlich eine Stimme durch das offene Fenster. "Da ich Sie in so guter Laune sehe, Onkel Mathias, so wage ich herein zu kommen und Sie um etwas zu bitten."

"Der Teufel ist Ihr Onkel," brummte der Rentner, "jetzt geht die Bettlei wieder los." (Fortf. folgt.)

Wie Henning Strobart mit den Halle'schen gen Bernburg zog.

Der dritte Juli des Jahres 1426 war ein Mittwoch und zugleich ein heißer, gewitterdrohender Tag. Die mächtigen Flügel des Ulrichsthorcs zu Halle waren eben hinter einer Schaar Bewaffneter geschlossen worden, die nun, nachdem sie die Neumarkt-Ansiedelung und das davor gelegene Hospital St. Antonii hinter sich gelassen hatte, rüstig dem Norden aufstrebte.

Schwere Wetter mit starken Regengüssen hatten schon seit dem Ende des vorigen Monats das Herz des Landmanns mit Sorgen erfüllt, doch war — dank der sommerlichen Sonne — der unebene Weg weniger durchweicht als man hätte glauben sollen, und so erfreute sich denn der dahinmarschierende Krieger einer verhältnismäßig staubfreien Luft ohne allzugroße Beschwerde des Fußwerks.

Uebrigens bildete die genannte Truppengattung nur die Hälfte des Zuges; voran ritten ebensoviel Schwergewappnete und zwischen den Reitern und dem Fußvolke marschierte und ritt theilweise die Bedienung der drei stattlichen Kanonen, von denen sich besonders eine ganz neue durch ihre Größe und Schönheit auszeichnete. Dieses Geschütz führte den Namen "Strauß," der kaum zehn Jahre später von den Hallensern mit Stolz, von den Feinden aber mit ehrfürchtvoller Scheu genannt werden sollte.

An der Spitze des Zuges ritt auf einem starken Normannen der Führer, ein Mann von großer Gestalt und mächtigem Schulterbau. Von seinem Helme nickten drei Federn, zwei weiße und eine rothe; das aufgeschlagene Visier ließ ein bärtiges Antlitz sehen mit klugen Augen und energischem Ausdruck. Das war Henning Strobart, zur Zeit Hauptmann der Halle'schen Truppen, ein schon damals wohlbekannter Krieger, von dem bald das Volkslied sang:

Strobart ist der Hauptmann genannt
Er ist ein kühner Mann erkannt,
Er darf's gar frischlich wagen,
Und wenn es an ein Treffen geht
Thut nicht zur Seit' austraben — ja traben! — —

Man hatte bereits den Petersberg hinter sich, als der reißige Zug von zwei Reitern, einem Ritter und seinem Knappen, eingeholt wurde. Der erstere sprengte dicht an Strobart heran und bot ihm zum Gruße die Rechte, die dieser lebhaft ergriff und freundschaftlich schüttelte. Dabei sagte er im Weiterreiten:

"Ei sieh da, Hans, alter Waffengefährte, wo kommst du her?"

"Von Merseburg" erwiderte der Ritter Hans von Hohm, "ich wollte dich auf meinem Rückwege nach Halberstadt in Halle besuchen, und da sagte man mir, du wärest seit einer Stunde auf dem Wege zur Fehde gen Bernburg, und da bin ich dir denn nachgeritten. Was habt ihr aber mit dem guten Bernd vor, daß ihr ihm feind geworden seid?"

"Wir haben eigentlich zur Zeit nichts mit ihm vor, wir reiten nur den Magdeburgern zuliebe, die uns gebeten haben. Denen hat der Bernburger ein paar Wagen mitsammt der Fracht weggenommen; denn die Fuhrleute waren ohne das Gerbiger Geleit.* Sie fuhren, glaub' ich, Heringe und Parchent."

* D. h. sie hatten nach dem Ueberschreiten der Grenze in Gerbiz keinen Zoll bezahlt.

"Warum haben denn aber die Magdeburger nicht hinterher den doppelten Zoll bezahlt? Dann mußte doch der Graf die Wagen wieder freilassen."

"Ja, das wollten sie wohl," sagte Strobart, "der Bürgermeister und Jordan war deshalb selbst im Bernburgischen; aber Bernd ist zähe. Er meinte mit den Magdeburgern wollte er sich wohl gütlich vergleichen; aber die Waaren gehörten einem Lübecker Kaufmann, der ihn gar nichts anginge, und so müsse es bei der Wegnahme bleiben. Nun hat der Bürgermeister noch so viel reden mögen davon daß der Lübecker und seine Waaren unter Magdeburgischem Schutze ständen, der Graf blieb bei seiner Meinung, und so ist denn Jordan im Unfrieden von ihm weggegangen. Darauf haben die Magdeburger die Hilfe derer von Braunschweig erlangt; auch die Herren von Beltheim und noch mehrere von Adel da herum haben zugesagt und nun wollen wir alle zusammen diese Nacht dem Bären seine Höhle ein wenig heizen."

"Wie gedenkt ihr denn das anzufangen?" fragte Hans von Hohm.

"Die Sache ist ganz pfiffig angelegt. Heute Abend warte ich mit meinen Leuten an der Grenze die Dunkelheit ab. Dann ziehen wir nach Mitternacht vor die Bergstadt und greifen diese scharf an. Der Graf wird natürlich mit dem größten Theil seiner Leute herbeieilen, und darauf dringen die Magdeburger und Braunschweiger und was sonst noch da drüben ist von der andern Seite durch den Graben und über die alte Lehmwand in die Neustadt ein; so ist die Verabredung."

"Demnach hast du bei der Geschichte wieder einmal das Schwerste auf deine Schultern zu nehmen" sagte Hohm.

"Das thut nichts" lachte Strobart und strich sich den Bart, "sie sind breit genug, und es macht mir so auch mehr Spaß."

"Es thut mir wirklich leid" nahm der Ritter wieder das Wort, daß ich nicht mit dabei sein kann; aber es geht nicht, meine Anwesenheit in Halberstadt ist dringend notwendig. In Könnern werden wir uns trennen müssen — da haben wir das Nest so schon vor uns.

In der That waren die ersten Häuser des genannten Ortes sichtbar geworden; unter den Reitern entstand eine eigenthümliche Bewegung.

"Merkt du etwas?" sagte Strobart ohne sich umzusehen "meine Leute haben Durst; wir wollen sehen was der Adlerwirth zu trinken hat." —

Als der Zug nach geraumer Zeit Könnern wieder verließ, hatte der erwähnte Gastwirth über trinkbare Flüssigkeiten — das Wasser ausgenommen — so gut wie gar nicht mehr zu verfügen; aber sein Säckel hatte sich gefüllt, denn es war alles baar bezahlt worden.

Wenn die Landstraße, auf welcher Herr Hans von Hohm nach der linken Seite zu weiter ritt, ebenso holprig als die bisher passirte blieb, so erwies sich der Weg, den Strobart mit seiner Schaar nach rechts zu über die Wiesen einschlug, als weich, schlüpfrig und stellenweise fumpfig. So war es in der Nähe der Fußne selbst bei trockenem Wetter, geschweige denn jetzt nach dem Regen der letzten Tage. Die Pferde sanken fast bis über die Hufe ein, die Kanonenträder ließen tiefe Furchen zurück, die sich alsbald mit Wasser füllten. Man kam nur langsam vorwärts und die gute Weinlaune begann

zu schwinden. Dazu fing der Himmel an sich zu verdunkeln; am Horizonte leuchteten Blitze auf, und dumpfer Donner grollte in der Ferne.

Da entstand bei den Geschützen eine Stockung; der Strauß war bis an das Rohr gesunken und saß im Sumpfe fest. Strobotart ließ halten und ritt zurück. Die trefflichsten Anordnungen, die er traf, blieben erfolglos; die Kanone sank höchstens noch tiefer, und zu der Dunkelheit, welche das Gewitter verursacht hatte, gesellte sich bald die der einbrechenden Nacht. Man mußte Hilfe aus dem nahen Dorfe Eblau requirieren.

Bald erglänzten die Sumpflachen von dem rothen, flackernden Scheine der Fackeln. Hebebäume und Seile wurden in Bewegung gesetzt, und endlich gelang es den Strauß freizumachen. Aber die Mitternachtsstunde war beinahe herangekommen und bis Bernburg hatte man mehr als zwei Meilen. Von einem Festhalten an der Verabredung konnte nicht mehr die Rede sein, das war dem Hauptmann klar, als der Zug, geführt von wegefundigen Leuten aus Eblau, bei Facellicht sich wiederum in Bewegung setzte. Aber seine Ruhe schien von diesem Gedanken durchaus nicht gestört zu werden, ja er machte sich sogar eines sarkastischen Lächelns schuldig, als er vor sich hinarmerkelte: „Die auf der anderen Seite können es erst einmal ohne mich versuchen — sind Leute genug gegen die alte Lehmmauer.“ —

* * *

Der Fürst Bernhard VI. von Anhalt war schon vor geraumer Zeit von guten Freunden, die etwas von der Sache wußten, vor dem Anschläge der Magdeburger gewarnt worden. Er hatte sich aber nicht sonderlich darum gekümmert, sondern im Vertrauen auf seine alte Freundschaft mit dem Rathe zu Magdeburg immer geglaubt, letzterer werde zur Beilegung der streitigen Angelegenheit höchstens den schiedsrichterlichen Weg beschreiten. Daß er sich hierin getäuscht hatte, wurde ihm am Morgen des dritten Juli durch die Ankunft eines Eilboten klar, den ihm seine Freunde aus Magdeburg kurz vor dem Abmarsche der städtischen Truppen zugesandt hatten. Dieser wußte nun aber ebenowenig wie seine Auftraggeber, gegen welche Burg oder Stadt der erste Angriff geplant war. Es lag nahe, einen Ort in der Gegend der Grenze zu vermuthen, und deshalb schickte der Fürst einen seiner Diener, mit Namen Heinz Dess, nach Köthen zu seinem Oheim, dem Grafen Georg von Anhalt, mit der Bitte, durch seine besten Leute noch an diesem Abende Nienburg besetzen zu lassen, sich selbst aber mit allem, was er noch sonst aufzubringen vermöchte, am anderen Morgen mit dem Aufgange der Sonne nach Krüchern zu begeben. Das sagte Graf Georg zu. Des weitern versicherte sich Bernhard noch für den nächsten Morgen der Hilfe der Herren Voltrath und Gebhard von Mansfeld und des Herrn Proß von Querfurt.

Schon war es Abend geworden, und da bis jetzt ein Fehdebrief nicht eingetroffen war, so fürchtete man natürlich für die Nacht noch keine Gefahr. Mit der bewußten Abtugung glaubten es aber die Feinde recht schlau angefangen zu haben. Sie hatten nämlich von dem Nonnenkloster zu Mischersleben aus sämtliche Fehdebriefe nach dem anderthalbe Meile westlicher gelegenen anhaltischen Orte Hoym geschickt und dem dortigen Voigte zur Weiterbeförderung an seinen Herrn ganz kurz vor Sonnenuntergang übergeben lassen. Da sie nun aber wohl wußten, daß dieser, ein höchst gewissenhafter Mann mit Namen Heideck Hoppe die Briefe sofort nach Empfang dem Fürsten übermitteln würde, ihn auf alle mögliche Weise aufzuhalten. Aber der Voigt zu Hoym kannte seine Leute; denn der Bote den er sandte, welcher den Namen Hermann Grubding führte, war schlauer als die Aufpasser und zog es vor querfeldein zu reiten, als seine wachsamem Ohren an verschiedenen Stellen der Landstraße verdächtiges Geräusch vernahmen, welches nur von Kriegsvolk herrühren konnte.

So gelangte Fürst Bernhard noch in der Nacht, ehe ein Belagerer sich sehen ließ, in den Besitz der Fehdebriefe.

Freilich dachte er vorläufig nicht im geringsten an einen Angriff auf Bernburg und die Angelegenheiten standen für ihn immer noch sehr still.

Die Stadt war beinahe gänzlich von Vertheidigern entblößt, da die meisten und besten Leute nach Nienburg geworfen waren, woselbst sich nun eine höchst respectable Macht befand. So hätte denn Bernburg trotzdem schwerlich gehalten werden können, wenn die halle'sche Kanone nicht im Sumpfe stecken geblieben wäre und wenn die Magdeburger sich nicht in unbegreiflicher Weise hätten verblüffen lassen.

In der nichts ahnenden Stadt hatte sich schon den ganzen Tag über der Vogt von dem hart an der Grenze gelegenen magdeburgischen Orte Neu-Gattersleben aufgehalten; aber diesmal nicht zu harmlosem Verkehre wie sonst, sondern als Espion. Als er die Stadt verließ, war es schon spät, und es mußte ihm deshalb das bereits geschlossene Thor der Neustadt wieder geöffnet werden. Er konnte jetzt nach Neu-Gattersleben mit der vollen Ueberzeugung zurückkehren, daß in Bernburg weder fremdes Kriegsvolk angekommen sei, noch daß man sich irgend einer Feindseligkeit daselbst gewärtige. Diese Nachricht überbrachte er dem kommandirenden Bürgermeister von Magdeburg, Hans Lindau, welcher an der Grenze zu den Braunschweigern und den Beltheims gestochen war. Daraufhin setzte sich nun die Schaar, welche ungefähr aus 500 gut bewehrten Kriegern bestand, gegen Bernburg in Bewegung. Den nienburger Wachtposten war die feindliche Diverſion nicht entgangen, und ein bernburgischer Hauptmann fertigte sofort einen Boten zu dem Fürsten ab, um diesen zu warnen; der Knecht gerieth aber unterwegs den Feinden in die Hände.

Die Belagerer waren vor ihrem Ziele angekommen und überschritten in der Stille der Nacht ungehindert den hinreichend trockenen Graben vor der Neustadt. Letztere war noch nicht ganz durch steinerne Mauern geschützt, sondern zeigte an einer Stelle nur eine dicke Lehmwand. Auf diese richtete sich der Angriff, und es gelang hier wiederum ohne alle Störung die Sturmleitern anzulegen.

Bei den Magdeburgern befanden sich zwei Rundscharer, von denen der eine lange Zeit Bürger in Bernburg gewesen, wegen eines Todtschlages aber verwiesen worden war. Diese beiden sollten nun zuerst die Mauer ersteigen und berichten, wie es jenseit derselben aussähe; aber es fehlte ihnen sehr an Muth.

„Steig du hinauf, Heinz,“ sagte der frühere Bernburger, „und sieh zu, was drüben los ist.“
 „Warum soll ich der erste sein?“ sträubte sich der andere, „steig du hinauf, Peter, du nimmst Geld und Gut dafür von den Magdeburgern und bist in dieser Sache ihr Rathgeber gewesen.“

„Sei doch nicht so laut, du Schreihals,“ sagte der gescholtene Peter, „merkst du denn nicht, daß wir behorcht werden?“

In der That standen einige Kriegersleute ganz in der Nähe und machten spöttische Bemerkungen über die beiden Helben. Das trieb diese endlich die Leitern hinan.

In derselben Nacht hatten drei bernburger Schuhmacher-gefallen es vor Hitze in ihrem dumpfigen Schlafgelaß nicht auszuhalten können. Sie waren deshalb hinausgewandert, um in der Nähe der Stadtmauer auf dem Rasen sich ein kühlere Lager zu suchen. Von diesem schreckte sie das unheimliche Geräusch an der Mauer empor, und sie waren eben daran, sich in den Hohlunderbüschen zu verbergen, als die beiden Rundscharer oben über die Mauern herabfahen. Eifriger Schrecken erfaßte beide Theile. Schnell duckten sich Heinz und Peter und flüsternten athemlos den Untenstehenden zu: da drüben wimmle alles; sie sollten heraufkommen und selbst nachsehen, was das für Leute wären. Da erlitzte zuerst Herr Johann von Hoberg die Mauer und schaute hinab. Die Gesellen unten wagten es nicht fortzulassen; denn sie meinten in diesem Falle augenblicklich erschossen zu werden. Sie drangen vielmehr, jeder für sich, noch tiefer in das Gebüsch, welches insolge dessen stark in Bewegung gerieth. Der Anblick hiervon brachte nun den Herrn von Hoberg zu der Meinung, es seien über Nacht Kriegersleute in Bernburg angekommen, mit denen man hier den ersten Kampf zu bestehen habe.

Inzwischen hatte auch ein Wächter den Lärm vernommen und den Fürsten auf das schleunigste davon benachrichtigt. Dieser bestieg sofort seinen Streitpferd und verließ in höchster Eile das Schloß. Er trug nur Brustpanzer und Eisenhelm; in der Rechten hielt er eine Lanze, die er in der Hast ergriffen hatte. Den Schild trug sein Page nach, ein von Waldertig, der sich bemühte, auf dem kleinen Pferde,

welches sonst von dem jungen Grafen Otto, dem Sohne Bernhard's, geritten wurde, dem Fürsten nachzukommen. Von Kriegsheuten folgten nur Richard aus dem Winkel und Hermann Grubding, die beiden einzigen, die überhaupt auf dem Schlosse waren.

Als Bernhard auf dem Markte der Altstadt ankam, fand er dort die Bürger schon in Kriegsbereitschaft aufgestellt. Da redete er sie also an: „Ihr lieben Bürger, thuet nun was fromme Leute und folget mir, die Feinde stürmen an der Neustadt und versuchen da mit Macht einzudringen.“

Und der Fürst ritt vorwärts und die Bürger folgten ihm. Bald war die gefährdete Stelle erreicht, an welcher die Feinde immer noch nichts unternommen hatten.

Jetzt stimmten die Bürger ihr Kriegsgeschrei an und dann sprach ihr kluger Führer so laut, daß man es weithin vernehmen konnte:

„Ihr lieben Ritter und Knechte, seiet getroßt und warte nur einer auf den andern, es soll dieses Tages schon ganz gut werden.“

Die Täuschung verfehlte den beabsichtigten Zweck nicht; denn Johann von Hoberg, der noch immer auf der Mauer saß, rief hinab:

„Ich höre die Stimme des Grafen Bernd, er hält hier unten mit Rittern und Knechten und wir werden nichts ausrichten; denn die scheinen sich wohl vorgeesehen zu haben.“

Dann begann der regelrechte Sturm, welcher drei Stunden ohne Unterlaß dauerte. Zuerst gedachten die Belagerer die Mauer zu ersteigen; aber die Weikern wurden von den unten stehenden Bürgern mit Spießen, Heugabeln und Stangen abgestoßen.

Darauf versuchte man die Mauer zu unterminiren; da warfen die Belagerten schwere Steine herüber und schossen von den Thürmen, also daß schließlich die Feinde von ihrem nutzlosen Beginnen abstanden und durch den Graben zurückwichen. In dem letzteren hatten sie es sehr eilig; denn sie fürchteten die Bernburger möchten die Schleusen öffnen und das Wasser hereinlassen. In ihrer Aufregung hatten sie gänzlich das dumpfe Krachen überhört, welches schon seit einiger Zeit in kurzen Pausen von der Bergstadt herüber scholl. Den Bernburgern fiel es übrigens gar nicht ein die Schleusen zu öffnen, vielmehr stiegen sie nun ebenfalls über die Mauer in den Graben, aber weniger um die Feinde zu verfolgen, als um Beute zu machen; denn die Belagerer hatten, als sie dicht an einander gedrängt den Graben passirten, dort eine Menge Armbrüste, Schilde, Schwerter und Hauben verloren. So war der Angriff auf dieser Seite nicht lange nach Tagesanbruch abgeschlagen, und dabei hatte der Fürst nur den Verlust zweier Bürger zu beklagen, welche gleich zu Anfang von der Mauer herabgeschossen worden waren.

Die Sonne war eben aufgegangen, als Henning Strobart mit den Halleischen sich der Bergstadt näherte. Sein Auge blickte nur flüchtig über die Mauern hin, doch erfasste er sofort die Situation.

„Die Herren da drüben scheinen bis jetzt wenig geleistet zu haben,“ sagte er zu dem neben ihm reitenden Coppe Holzwerth, einem reichen halleischen Pfämersöhne, der es sich zur Ehre anrechnete, den Zug in unmittelbarer Nähe des tapfern Hauptmanns mitmachen zu dürfen.

„Seht ihr wohl,“ fuhr Strobart fort, „die vielen Köpfe an den Zinnen und Schießscharten? Sie werden gleich für unsre Augen verschwinden und doch dürften wir bald merken, daß sie noch da sind. Nun, das soll uns nicht abhalten, ihnen einen guten Morgen zu wünschen.“

Ruhig und sicher ordnete er hierauf die Krieger zum Angriff, und bald ließ der Strauß seinen donnernden Morgengruß hören. Die Bernburger zögerten mit der Antwort durchaus nicht lange, und ihr Gegengruß war so kräftig, daß er ein paar Schmerzensflüche in den Reihen der Halleischen veranlaßte. So wurde eine Zeit lang hin und her geschossen, dann schritten die Belagerer zum Sturm. Dabei wurden sie aber plötzlich von einem Angriffe überrascht, der in ihrem Rücken erfolgte. Die neuen Feinde waren die Kriegsmannschaften und Bürger von Sandersleben und Plöckau, welche sich in der Frühe des Morgens beiläufig hatten, den Bernburgern zu Hilfe zu kommen. Jetzt befahl Strobart eine Schwentung, welche seine Leute aus dem Bereiche des bergstädtischen Geschüzes brachte und dann

besetzte er einige Hügel, auf denen er den weiteren Angriff der feindlichen Hilfstruppen erwartete. Diese aber, als sie die halleische Front sich gegenüber erblickten, blieben zunächst in respektvoller Entfernung.

Während der eingetretenen Pause sah der Hauptmann einige Reiter, die er sofort als Magdeburger erkannte, seinem Standorte in Eile näher kommen. Es waren Abgesandte des Bürgermeisters Lindau, welche von Strobart Auskunft über sein verspätetes Eintreffen einholen sollten.

Die ließ ihnen denn der Gefragte zutheil werden, nicht ohne einige spöttische Bemerkungen darüber, daß die Herren Magdeburger und Konsorten gedacht hätten, ihm die schwerste Arbeit zu überlassen, um dann gemächlich von der feindlichen Stadt Besitz zu ergreifen. Nun habe es sich ja leider gezeigt, daß sie entweder ihre ganze sonstige Kenntniß vom Kriegswesen zuhause gelassen, oder überhaupt die Sache nicht ernsthaft gemeint hätten.

Vielleicht war Henning Strobart mit der letzten Aeußerung nicht ganz im Unrechte gewesen; denn der Kriegsrath auf der andern Seite hatte die Antwort kaum vernommen, als er mit sämmtlichen Truppen, die sich mittlerweile wieder zusammengefunden hatten, ohne weiteres den Rückzug antrat. Die Kriegsheute hielten sich für die vergeblich erhoffte bernburgische Besatzung an den anhaltischen Orten schadlos, die sie auf ihrem Marsche berührten.

Strobart lachte grimmig, als er durch die Knechte, die er auf Kundtschaft ausgesandt hatte, Kenntniß hiervon bekam.

„Der Spaß ist hier für heute aus,“ sagte er zu dem jungen Holzwerth, „wozu sollen wir uns unnüchlicherweise noch mehr blutige Köpfe holen.“

Er ließ die Leute wiederum in Gliedern aufmarschiren; die Wagen mit den Verwundeten wurden in die Mitte genommen und vorwärts ging es, oder vielmehr rückwärts, nach Halle.

Die von Sandersleben und Plöckau dachten nicht daran, den gefürchteten Führer der Halleischen in irgendwelcher Weise beschwerlich zu fallen. Sie waren vielmehr froh, so leichten Kaufs davon zu kommen, und kaum war der letzte feindliche Mann hinter den Hügeln verschwunden, als sie der Bergstadt zuschwanken, woselbst sie mit einem Frühstücke empfangen wurden, welches unblutiger und harmloser verlief, als sie es sich am frühen Morgen hatten träumen lassen.

Als den abziehenden Halleischen das nächste anhaltische Dorf in Sicht kam, wurde „Halt“ kommandirt. Strobart verließ die Spitze und ritt die Reihen seiner Krieger entlang. Sein Gesicht hatte einen furchtbaren Ausdruck angenommen. „Ihr müßt selbst zusehen,“ sagte er mit einem bezeichnenden Blicke, „woher ihr etwas zum Zubiß bekommen könnt; zu bezahlen braucht ihr es nicht.“

Während die Krieger im Orte ihren „Zubiß“ nahmen, hielt der Hauptmann vor demselben inmitten einer kleinen Anzahl auserlesener Reiter. Er sprach kein Wort, sondern blickte finster über das Dorf hin. Aus diesem her schallte das Geschrei und Wehklagen der gefangenen Einwohner, das Brüllen und Blöken der weggetriebenen Thiere; an einzelnen Stellen wälzten sich schwarze Rauchwolken empor, denen blutrothe Feuerfäulen folgten. Das dauerte eine ganze Weile, dann ließ der Hauptmann zum Sammeln blasen.

Als der Zug sich bald darauf wieder vorwärts bewegte, hatte er viel von dem Anblicke verloren, den er noch vor kurzem bot, und von Ordnung war nicht mehr die Rede. Einzelne Krieger gingen schwerbeladenen Packknechten und andere Viehtreibern; auf das Rohr der einen Kanone war ein großes Schwein festgebunden, welches sich heiser schrie.

So kam man an einem Felwege vorbei, welcher nach Krüchern führte. Dort hatten kurz vorher ein paar Kundschafter im Graben gelegen, die dann eiligst den Hügeln zugehauften waren, hinter denen der Graf Georg mit neunzig Verrittenen hielt. Der letztere war sehr erfreut, als er vernahm, daß die Halleischen wieder zurückmarschirten, aber zu einem frischen Reiterangriff fühlte er sich nicht aufgeleget; denn Henning Strobart war doch ein allzu gefährlicher Gegner, selbst wenn seine Leute nur als ein wüster Klumpen erschienen.

Das vorhin skizzirte Schauspiel wiederholte sich an jedem Orte, der am Wege lag, bis die Schar das größtliche Gebiet betrat, welches der verwittweten Frau Luttrud, der Mutter des Fürsten Bernhard als Wittwenfug zugewiesen war. Es war dies eine entschlossene Dame, welche kaum

etwas von dem Hergange erfahren hatte, als sie sofort ihren Wagen zu bespannen befohl. Nachdem dieses geschehen, fuhr sie querselben den Feinden entgegen und begegnete diesen, noch ehe man an eines ihrer Dörfer Hand gelegt hatte. Strobart erblickte kaum den Wagen der hohen Frau, als er mit ritterlichem Anstand und Gruß heranpöngte. Die Fürstin erwiderte den Gruß, drohte aber mit dem Zeigefinger der Rechten, indem sie, freilich mit etwas bebender Stimme, sagte:

„Ei ei, mein lieber Strobart, was schaffst du in diesen Feldern, weißt du nicht, daß sie zu Gröbzig, also zu unserem Leibgedinge gehören? Was haben wir dir gethan, daß du uns schädigen willst? Verschone doch, wir bitten dich darum, die Unseren mit Plünderung und Brand; wenn du es aber nicht anders willst, so fordere lieber ein Lösegeld nach Redlichkeit.“

Da antwortete Strobart nicht ohne Bitterkeit: „Gnädige Frau, was heute geschehen ist und noch geschehen wird, das alles hätte euer Herr und Sohn, Graf Bernd, wohl verhüten können. Denn als er vordem zu einem der Schiedsrichter gesetzt war, die da scheiden sollten zwischen dem Bischof Günther und der Stadt Halle, da hat er auf seinem Rathhause in der alten Stadt Bernburg über die von Halle zu Gericht geseßen und hat sie dorthin berufen, daß sie ihm sollten Rede und Antwort uthun, was er doch leichtlich hätte ändern können. Also haben die von Halle wohl guten Grund ihm feind zu sein, und nun sind wir gekommen und wollen auch richten.“

Da sah Frau Lutrud wohl ein, daß es ein von seiner Berechtigung fest überzeugter Borne war, der des Hauptmanns Stirnadern aufschwollen ließ; sie wich aber trotzdem nicht von der Stelle und begann von neuem:

„Mein lieber Strobart, wenn dem so ist wie du sprichst, so bitten wir dich, du mögest das uns und den Unsern in unserem Leibgedinge nicht entgelten lassen und mögest bedenken, daß wir eine arme Wittwe sind, und wir hoffen zu dir, daß du arme Wittwen schonen werdest.“

Ein eigenthümliches, humorvolles Lächeln erschien auf Strobarts Gesicht, als er mit einem schnellen Blicke erst die „arme Wittwe“ und dann die zwei prächtigen Trabellen überflog, welche unruhig den Boden stampften. Dann sagte er:

„So mag es denn darum sein, und wir wollen das gröbzig Gebiet ungeschädigt lassen, so Ihr gelobet uns binnen kurzem zu Halle auf dem Rathhause entschädigen zu wollen nach Redlichkeit.“

Das versprach die Fürstin Wittwe und fuhr mit erleichtertem Herzen nachhause. Strobart sah ihr eine Weile nach, indem er zu sich selbst sagte: „Das Geschäft ist gut und reinlich; es ist nicht blutig und riecht nicht nach Rauch.“ Dann setzte er sich wieder an die Spitze seiner Krieger.

Wir wissen nicht, wie hoch sich die Abfindungssumme belief, mit welcher Frau Lutrud sich zu lösen versprach, wohl bekannt ist uns aber, daß die hallese Streitmacht ohne weitere Abenteuer noch an demselben Abende wieder vor dem Ulrichsthore anlangte. Die Wächter beeilten sich die Reifigen einzulassen, welche sich bald nach allen Seiten hin zerstreuten, um ihre Quartiere aufzusuchen. Sie waren mit dem Kriegszuge größtentheils zufrieden; denn wenn sie auch gerade nicht viel Ehre eingeerntet hatten, so war doch das Gegendheil durchaus nicht der Fall und außerdem kam keiner von denen, welchen es überhaupt um Beute zu thun war, leer nachhause. Henning Strobart hatte das Gefühl, einer Fürstin die Wahrheit gesagt zu haben und dabei höflich gewesen zu sein.

Am andern Tage wurde in der Stadt viel geschlachtet und gebraten. Dabei mußte auch das Schwein sein Leben lassen, welches eine Fahrt nach Halle auf der Kanone gemacht hatte.

Betreffs der ferneren Schicksale der beschlagnahmten Waaren wollen wir zum Schlusse noch hinzusetzen, daß Heringe sowohl wie Parchent wieder in den Besitz des lübecker Kaufmanns gelangten. Es geschah dieses auf friedlichem Wege und zwar durch Vermittelung des Herzogs Wilhelm von Braunschweig, welcher eine Zusammenkunft der feindlichen Parteien im Kloster Bergen veranlaßte. Dabei verglich man sich dahin, daß der Kaufmann seine Waaren ohne Sühnegeld wieder bekommen sollte, wogegen die Städte Magdeburg, Braunschweig, Halle und die von Beltheim mit ihren Helfern auf die Auszahlung der noch zu erwartenden Lösegelder verzichteten mußten. So wurde auch die „arme Wittwe“ ihrer Schulden wieder ledig.

Dr. F. Wilhelm Zahn.

Land- und Hauswirthschaft.

Einbeizen des Weizens.

Unter den vielen Unannehmlichkeiten, welche den Landwirth treffen, findet sich auch der Brand im Weizen. Wenige Körner schon sind imtande, eine ganze Partie minderwertig zu machen, und es ist das Streben der Landwirths, dem Uebel vorzubeugen, sogar ein sehr gerechtfertigtes. Verschiedene Weizen sind hierzu empfohlen, unter anderen auch das Anfeuchten des Saatgutes und Bestreuen desselben mit Kalk, letzteres ist an sich ganz erfolglos, ersteres oft theuer und schlecht ausgeführt ganz nutzlos. Es lohnt sich daher wohl, etwas näher auf die Sache einzugehen, wenn auch nicht wesentlich Neues erbracht werden kann.

Der Brand im Weizen, auch Stinkbrand genannt, ist ein kleiner Pilz (*Tilletia caries*) dessen Sporen das Korn in der Mehre zerstören und schließlich die äußere Schale des Kornes mit einem übelriechenden, schwarzen Pulver ausfüllen. Dies Pulver wird beim Dreschen verstäubt und setzt sich an die gesunden Körner an jedem Hütchen, in jedem Ranzelchen haftend fest und kein Waschen kann es vollständig entfernen. Jede kleine übrig bleibende Spore vegetirt aber weiter und wird die Ursache der künftigen Weiterverbreitung des Brandes.

Indes giebt es Mittel, die Lebensfähigkeit dieser Pilzsporen zu tödten, nur darf man nicht glauben, daß das einfache Besäen des Saatgutes mit irgend einer der empfohlenen Weizen hierzu genüge, vielmehr müssen sie der Einwirkung dieser Weizen ganz energisch und vollständig ausgefetzt werden.

Nach unserer Erfahrung hat sich die später zu beschreibende Methode des Einbeizens, wenn sie mit Sorgfalt und in der gehörigen Zeit ausgeführt wird, stets vorzüglich bewährt. Vorweg muß bemerkt werden, daß, wie spezielle Versuche und auch die Erfahrung lehren, bei dieser Methode das Keimen

um einige Tage verzögert wird, indes dürfte das um wenige Tage spätere Aufgehen der Saat gegenüber der Sicherung gegen Brand kaum in Betracht kommen. Gleichzeitig sei aber nach besonders darauf aufmerksam gemacht, daß die folgende Anweisung genau befolgt werden muß, sowohl, indem man die Weize völlig wirken läßt, als auch indem man das nachfolgende Abtrocknen nicht länger verzögert, weil sonst die Keimkraft gänzlich zerstört würde. Das Verfahren ist nun folgendes: Ein Pfund Kupfervitriol wird in heißem Wasser gelöst und diese Lösung in einem genügend großen Gefäß mit kaltem Wasser verdünnt, sodaß die gesammte Flüssigkeit etwa 110 l beträgt, in welche dann 4 hl Weizen eingeschüttet und gut umgerührt werden. Das Gefäß muß so groß sein, daß die Flüssigkeit mindestens handhoch über den Körnern steht, damit die leichten und brandigen Körner obenauf schwimmen können. Dies Obenschwimmen der Brandkörner und Sporen wird durch öfteres Rühren befördert und der auf der Oberfläche schwimmende Schmutz wiederholt abgeschöpft und vernichtet. Nach 12–16 Stunden wird der Weizen aus dem Gefäße herausgenommen. Aber es darf dies Herausnehmen nicht in der Art geschehen, daß die Körner mittels einer Schaufel durch die Flüssigkeit hindurchgezogen werden, denn dadurch würde der Erfolg sehr zweifelhaft werden, weil dann noch schwimmende Sporen sich wieder ansetzen können, sondern es muß die Flüssigkeit aus dem Gefäße entfernt werden, indem der größte Theil derselben abgeschöpft und der Rest durch Rippen des Gefäßes entfernt wird. Hierauf werden die Körner dünn zum Trocknen ausgebreitet, doch darf dies Abtrocknen nicht länger als 24 Stunden dauern, nach dieser Zeit muß die Saat möglichst schnell in den Boden gebracht werden, um jedes vorzeitige Keimen zu verhindern. Wird das Einbeizen auf diese Weise genau ausgeführt, so wird sicherlich sich selten Brand im Weizen zeigen.

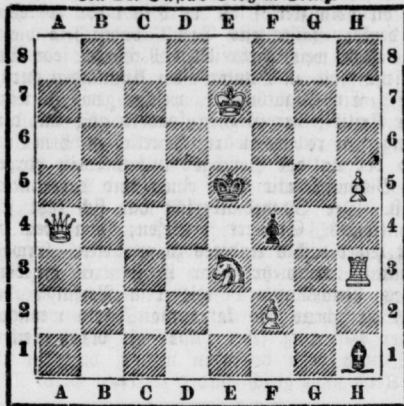
Vielfach wird auch vorausgesetzt oder versprochen, daß solche

Brandweizen auch die Saat vor Vogel- und Insektenfraß schützen, dies ist aber nicht der Fall, dagegen hat sich uns folgendes, keineswegs neue Mittel für diesen Zweck immer wirksam gezeigt: Nachdem der Weizen in obiger Weise gebeitzt und ziemlich trocken geworden ist, wird er zusammengebracht und pro 2-2½ hl Weizen mit etwa 4 l warmem Gasterbeer besprengt und gut durchgeschaukelt. Nach diesem Eintheeren sollte jedes Körnchen schwarz aussehen, darf aber nicht an ein anderes ankleben; um es nun für die Hand- und besonders Frillsaat noch geeigneter zu machen, bestreue man den Weizen mit feinem gelbem Kalk und menge ihn wieder durch, bis jedes Körnchen einen leichten Kalküberzug erhalten hat. Die oben angegebene Zeit für Behandlung des Weizens darf aber durch dies Theeren nicht verlängert werden. So behandelter Weizen wird von Vögeln auf dem Saatsfelde niemals angegriffen.

Schach.

Bearbeitet von E. Schallopp.
Aufgabe Nr. 321.

Von Dr. Gustav Steg in Görlitz.



(6+3.)

Weiß zieht an und setzt im 2. Zuge matt.

Partie Nr. 219.

Gespielt im internationalen Turnier zu Frankfurt a. M. im Juli 1887.

(Mit dem von Mr. Lewis in London für die bespielte Partie angebotenen Preis von 100 M. gekrönt.)

Italienische Partie.

- | | | | |
|--|----------------------|----------------------------------|---------|
| E. Schiffers. | M. Harmonist. | 14. Ta1-e1 | Sd5-f4? |
| 1. e2-e4 | e7-e5 | 15. Sf3-g5 | Se7-g6 |
| 2. Sg1-f3 | Sb5-c6 | 16. Te1-e8 | |
| 3. Lf1-c4 | Lf8-e5 | 17. Lc4-f7+ | Kg8-h8 |
| 4. c2-c3 | Sg8-f6 | 18. Lf7-e8 | Sf4-e2+ |
| 5. d2-d4 | e5-d4 | 19. Tg1-h1 | Se2-c1: |
| 6. c3-d4 | Lc5-b4+ | 20. Sg5-f7+ | Kh8-g8 |
| 7. Le1-d2 | Lb4-d2+ | 21. Sf7-h6+ | Kg8-f8 |
| Billetzt ist Sf6-e4: 8. Ld2-b4: | | | |
| So6-b4: 9. Lc4-f7+ Ke8-f7: | | | |
| 10. Dd1-b3+ d7-d5 11. Sf3-e5+ | | | |
| Kf7-f6 zc. hier vorzuziehen. | | | |
| 8. Sb1-d2: d7-d5 | | | |
| Nach hier kann Sf6-e4 gefahren. | | | |
| 9. e4-d5: Sf6-d5: | | | |
| Weiß hat nun zwar einen vereinzelt Bauer, jedoch durch seine offenen Thurmfronten ein gutes Spiel. | | | |
| 10. Dd1-b3 | So6-e7 | 22. Dh3-g8+ | Kf8-e7 |
| 11. O-O | O-O | 23. Le8-g6: | h7-g6: |
| 12. Tf1-e1 | c7-c6 | Falls g7-h6, so Matt in 2 Zügen. | |
| 13. a2-a4 | Dd8-c7? | 24. Dg8-g7+ | Ke7-d8 |
| Statt dessen verdient Ta3-b8 nebst | | | |
| Le8-e6 den Vorzug. | | | |
| 25. Dg7-f8+ | | | |
| 26. Sd2-e4 | | | |
| 27. Df8-d6+ | | | |
| 28. Se4-f6+ | | | |
| Es drohte 27. Se4-c5+. Auf | | | |
| 26. b7-b6 folgt 27. Df8-g7+ | | | |
| Kd7-d8 28. Sh6-f7+ zc. | | | |
| 27. Df8-d6+ | | | |
| 28. Se4-f6+ | | | |

Zum Endspiel Nr. 37.

Unter vorliegender Bezeichnung veröffentlichten wir in Nr. 35 dieser Blätter den Schluß einer zwischen Bird (Weiß) und v. Bardleben (Schwarz) am 16./18. August 1888 zu Bradford gespielten Turnierpartie. Die Stellung war: Weiß (11): Kh6; D:7; Ta3; Lf5; Bb6, c7, d6, e4, g4, g7, h5. Schwarz (11): Kh8; D:7; Ta3; Lf5; Bb6, c7, d6, e4, g4, g7, h5. In der Partie geschah, wie damals mitgeteilt, noch die Züge 56. Db1-b2 Ta3-a8 57. Kf2-e2, und die Spieler gaben die Partie remis. Der Umstand, daß Schwarz im Nachzuge eines Thurmes ist (gegen einen einzigen Bauer) fordert zur Erwöerung heraus, ob die Remisgabe mit Recht erfolgt sei. Wir meinen, daß Schwarz den Thurm besser nach a7, anstatt nach

a8, zurückgezogen hätte, worauf De7-e8-a8 dem Nachziehenden die entscheidende Beherrschung der a-Linie gesichert haben würde. Aber auch nach Ta3-a8 glauben wir, daß Schwarz recht gut noch auf Gewinn spielen konnte, nämlich:

56. Db1-b2 Ta3-a8? -f1 resp. Ta1-a3+ nicht angeht.
57. Kf2-e2 De7-e8 59. Da8-a8
Bermuthlich führt auch De7-f6 60. Ke1-b1 b6-b5
58. Db2-f6+ g7-f6: zum Siege; 61. Le2-b3
doch ist derselbe dann schwieriger, da 62. Kc1-b2
Weiß durch b4-b5 den gegnerischen 63. Kc1-b2
König gänzlich abschneidet. 64. Db2-b3 Da8-b9
59. Ke2-d1 61. b5-c4:
Wegen 58. Db2-d4 f. die An- 62. Lb3-c4: Ta7-b7
merkung zum nächsten Zuge. 63. Kb1-c2
59. Ta8-a7 64. b4-b5 Lf5-d7 zc.
60. Kd1-c1 61. Da8-a4+
Falls 59. Db2-d4, so gleichfalls 62. Lb3-c4: Ta7-b7
Des-a8, worauf dann 60. Le2-e4: 63. Kb1-c2
wegen Ta7-a1+ 61. Kd1-e2 Da8 64. b4-b5 Lf5-d7 zc.
-a3 62. Le1-f5: Da3-c1 63. Ke2 64. b4-b5 Lf5-d7 zc.
-d3 De1-b1+ nebst 64. Db1
und Schwarz muß gewinnen.

Alles in allem genommen, sind wir geneigt, einen Irrthum in der ursprünglichen, von uns reproduzierten Mittheilung anzunehmen, in der Weise, daß Schwarz in Wirklichkeit das Uebergewicht eines Thurmes nicht hatte, daß also verheerlich ein weißer Thurm vom Brette geblieben ist. Das wäre in der That die einfachste Lösung der Frage.

Räthsel.

Röthfelsprung.

Von E. G. in Mansfeld.

Geld	aus	dem	de.	Thie-	wilft	er-	Klein-
Rite-	hil-	le.	der	brah	Solch	gen.	du
dem	Ro-	sen	kein	und	es	od	rin-
ge-	del-	Rite-	Lund	birgt	den	Schmerz	zwin-
Hera,	Schil-	fo-	E-	se	pfes-	gen,	es
stes	Lufe-	tes	Kam-	ein	ward	be-	mutd
de,	mußt	schö-	.	.	den	sein,	es
ne	flar-	durch	du	das	ist	nur	Schmerz

Auflösungen folgen in nächster Nummer.

Auflösungen der Räthsel in voriger Nummer:

Der Logogriph: L. Thüne, Leheran. - II. Kunst, Günst, Dunst.
Des Silberräthsel: Josef, Aleppo, Franz, Sardinien, Eli, Regensburg, Bermuth, Yglau, legitim, Giob, Eije, Luther, Monument Kaiser Wilhelm - König Humbert).

Des Verwandlungsräthsel: Maus, Omar, Regen, Gans, Eiba, Nebel, Sara, Franz, Manen, Natur, Dora, Emil, Galm, Augen, Friebe, gehern, Oder, Leer, Daniel, Zuel, Wais, Mode, Ulmen, Nestor, Wiener, Thre (Morgenspunde hat Gold im Munde).

Des Arithmogriphs: I. Geographie, Eger, Dper, Georg, Reifer, Agrarier, Baria, Harbie, So, crpo. - II. Saalezeitung, Anleitung, Angel, Katin, Eleganz, Zunge, Eigenhinn, Yglau, Zungen, Untid, Itatiale, Glas.

Des Königszugs:
Fürbitte.

Gedente, daß du Schuldner bist
Den Armen, die nichts haben,
Und deren Recht gleich deinem ist,
In allen Erdengaben.
Wenn jemals noch zu dir des Lebens
Gefegnet goldne Ströme gehn,
Laß nicht auf deinen Tisch vergebens
Den Hungrigen durchs Fenster sehn.
Berichte nicht die wilde Laube,
Laß hinter dir noch Lehren stehn
Und nimm dem Weinstock nicht die Traube,
Germann Ring.

Des Zusammenfähräthsel: Emin-Pacha-Expedition.

Für die Redaktion verantwortlich: J. B. Dr. H. Borst in Halle.

Druck und Verlag von Otto Gendel in Halle a. d. S.